



KINO

## Jedes Fähnchen zählt

In der Komödie „Mein Führer“ wird der Entertainer Helge Schneider als Diktator zu sehen sein – Regisseur Dani Levy will den Deutschen beibringen, über Hitler zu lachen.

Er steht ganz oben auf der Treppe des Alten Museums in Berlin und lässt den Blick über den Lustgarten und über die Menschenmenge zu seinen Füßen schweifen. Alle haben den rechten Arm emporgestreckt und brüllen aus Leibeskraft „Heil Hitler!“. Vor dem Dom fangen riesige Hakenkreuzfahnen wie auf Befehl an zu flattern. Der Mann auf der Treppe lächelt ironisch. Denn er ist Regisseur, er ist Jude, und er dreht eine deutsche Komödie über Adolf Hitler.

Dani Levy, ein kleiner Mann mit wachen Augen, nimmt die aufwendigste Sequenz seines Films „Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“ in Angriff. Levy erzählt die fiktive Geschichte des jüdischen Theatermanns Adolf Grünbaum (Ulrich Mühe), der von Joseph Goebbels (Sylvester Groth) Ende 1944 gezwungen wird, den stimmlich und nervlich angeschlagenen Hitler (Helge Schneider) für eine Rede zu coachen.

Nun steht Levy dort oben auf der Treppe, unter sich das größte Statistenheer seiner Karriere, und ist das Gegenteil eines diktatorischen Regie-Monomanen. Er flacht mit jedem und wird nur laut, wenn er lacht. Er, ein Feldherr? Er zieht sich seine Wollmütze in die Stirn und guckt streng. Dann schüttelt er den Kopf, greift zum Megafon und flüstert hinein, der sanfteste Befehlshaber der Filmgeschichte.

Der Lustgarten ist an diesem Tag abgesperrt. An den Zäunen sind im Abstand von einigen Metern Zettel angebracht, die erklären, dass die Nazi-Fahnen nur für Dreharbeiten aufgehängt wurden. Dennoch redet eine ältere Dame fürsorglich auf eine Gruppe von Mädchen ein: „Keine Angst, det is' nur 'n Film.“ Jetzt gucken sie richtig interessiert.

Neben professionellen Statisten hat die Produktion für die heutige Massenszene auch Freiwillige angeheuert. Veit geht noch zur Schule und ist mit ein paar Freunden hier. Eigentlich trägt er eine rote Punk-Frisur, doch nun musste er sich die Haare blond färben lassen. Er zuckt mit den Achseln: „Is' ja für 'n guten Zweck.“

Volker hat einen längeren Weg hinter sich. In kompletter Wehrmachtsuniform mit Stahlhelm ist der Helge-Schneider-Fan, der schon mehrere CDs aufgenommen hat, von Detmold über die A2 nach Berlin gebettet, leider etwas zu schnell. Er wurde geblitzt. „Na ja“, sagt er, „immerhin hatte ich 'n Schutzhelm auf.“

Am Ende des Drehtags steht Dani Levy wieder oben auf der Treppe, glücklich, alle Einstellungen im Kasten zu haben. Währenddessen müssen die Statisten durch eine strenge Kontrolle: Alle Hakenkreuzfähnchen, mit denen sie stundenlang gewedelt haben, werden wieder eingesammelt. „Die sind abgezählt“, sagt die Frau

am Ausgang und lässt keinen Zweifel daran, dass es leichter wäre, eine Machete an Bord der Air Force One zu schmuggeln als eines der Fähnchen vom Gelände.

Hitler, ein durch und durch vermintes Gelände. Hier ist kein Fehltritt erlaubt, die Produktion kriegt Schweißausbrüche bei der Vorstellung, dass sich wieder heimlich Rechtsradikale unter die Komparserie mischen wie bei den Dreharbeiten zum Hitler-Epos „Der Untergang“. Die politisch-korrekte Öffentlichkeit lauert schon. Der Scherzbold Helge Schneider als Deutschlands größter Massenmörder? Der Holocaust als Schenkelklopfer?

„Dabei hatte ich mir einst geschworen, nie einen Film zu machen, in dem Nazi-Uniformen vorkommen“, stöhnt Stefan Arndt, Produzent der Firma X-Filme („Lola rennt“, „Good Bye, Lenin!“). Nun fragt er sich, ob das deutsche Kinopublikum bereit ist, über Hitler zu lachen.

„Eine Gratwanderung ist es auf jeden Fall“, sagt Levy. Aber ein Tabubruch? Nach dem weitesten Siegeszug von „Der Untergang“ und Levys eigener Erfolgskomödie „Alles auf Zucker!“ über Juden im heutigen Deutschland lag es fast nahe, dem Führer auch hierzulande endlich mal mit jüdischem Humor beizukommen.

Doch Komödien über Hitler und den Holocaust – wie etwa Charlie Chaplins „Der große Diktator“ (1940), Ernst Lubitschs „Sein oder Nichtsein“ (1942) oder Roberto Benignis „Das Leben ist schön“ (1997) – sind zwangsläufig umstritten, weil sie Schabernack mit dem Grauen treiben.

„In diesen experimentellen Zeiten ist alles erlaubt“, glaubt dagegen Levy. „Tabus dürfen gebrochen und die Grenzen des guten Geschmacks verletzt werden – solange das Gewissen auf der richtigen Seite steht.“ Aber „Mein Führer“ werde auf keinen Fall eine Klamotte: „Der Film erzählt

### Dreharbeiten zu „Mein Führer“\* Hitler mit jüdischem Humor beikommen

Der Schauspieler Ulrich Noethen hat inzwischen schon das Gefühl, den Ungeist, den er rief, nicht mehr loszuwerden. Wie im „Untergang“ verkörpert er in Levys Film den Reichsführer-SS Heinrich Himmler. Nun sitzt er in einem Wagen, der ihn zum Drehort vor den Toren Berlins fährt, und grübelt, ob ihm seine Figur zu nahe gekommen ist, ob er sie so gut kennt, dass er wie sie denken kann.

Denn für eine Szene, in der Grünbaum als Gegenleistung für seine Arbeit mit Hitler die Freilassung der Gefangenen von Sachsenhausen fordert, hat sich Noethen ein „KZ-Quartett“ ausgedacht: Grünbaum bekommt zwar nicht Sachsenhausen, darf aber eine Karte ziehen, auf der eines der anderen Lager steht. Levy griff den Vorschlag begeistert auf, doch Noethen ringt mit sich: Wie kam er nur auf diese Idee? Darf er die Perfidie der Nazis fortspinnen?

„Böse Menschen dürfen böse Witze machen“, ist Levy überzeugt. „Nur als Filmmacher darf man es nicht. Ich wollte, dass alle Schauspieler die Börsartigkeit ihrer Figuren ausleben und sich nicht im Geringssten von ihnen distanzieren. Sie sollen ihre Figuren auch nicht psychologisieren, sondern sie mit analytischer Härte dem Gelächter preisgeben. Der Zuschauer wird oft lachen und sich gleichzeitig erschrecken, dass er lacht.“

„Der Jud tut gut“, ruft Helge Schneider als Hitler aus, als wäre der Schauspielunterricht mit Grünbaum eine Frischzellenkur für Leib und Seele. Später räkelt und flätzt er sich behaglich in seinem Stuhl und legt seine Beine auf den Schreibtisch – mitten auf einen Plan von Auschwitz.

Schneider ist gänzlich unter Silikon und Schminke verschwunden. Jeden Morgen

von einem psychologischen Duell auf Leben und Tod zwischen einem kleinen Juden und dem großen Hitler.“

Sein Produzent Arndt gibt sich vorsichtig. „Also, wenn ich an ‚Mein Zucker‘ zurückdenke“, sagt er und hält inne. Mein Zucker? Was für ein bilderbuchmäßiger Versprecher! Denn Arndt wollte von den Briefen erzählen, die nach der Fernsehausstrahlung von „Alles auf Zucker!“ kamen. Dass der Regisseur Jude sei, entschuldige doch keine Scherze auf Kosten der Juden, hatte es darin geheißt.

Der Regisseur, der die Deutschen lehrte, guten Gewissens über Juden zu lachen, bringt ihnen nun bei, auch über Hitler zu lachen? So einfach ist das nicht. Auch ein Jude darf sich in Deutschland nicht mal eben selbst auf die Schippe nehmen – geschweige denn den Führer.

Levy hat den Film fast innerhalb eines Jahres geschrieben, gedreht und geschnitten. Wer trödelte, verliert leicht die Chuzpe. Manchmal hatte Levy Angst vor der eigenen Courage. „Aber beim Film gibt’s irgendwann kein Zurück mehr“, meint er. „Du merkst, dass du auf einem Zehnmeterbrett stehst – vor dir die Tiefe, hinter dir zehn Mann, die dich runterschubsen wollen. Da springst du lieber selbst.“

Scherz und Schmerz werden in diesem Film kaum zu trennen sein. „Als Sie aus Sachsenhausen kamen, sahen Sie besser aus“, sagt Goebbels in einer Szene zu Grünbaum, der unter Hitlers Launen schwer zu leiden hat. Cutter Peter Adam lässt die Szene durchlaufen und meint: „Wir können den Film nicht auf das rasante Tempo einer Billy-Wilder-Komödie beschleunigen. Viele Sätze sind so hart, dass sie einige Zeit zum Nachhallen brauchen.“

\* Helge Schneider als Hitler, Statisten.

**Regisseur Levy**  
„Tabus dürfen gebrochen werden“



sitzt er stundenlang in der Maske. „Manchmal fallen mir die Augen zu, und wenn ich aufwache, kann ich mich nicht erinnern, wie ich in Wirklichkeit aussehe. Dafür schaut mich aus dem Spiegel jemand an, dessen Antlitz uns sehr geläufig ist.“

Zum ersten Mal stellt Schneider nicht sich selbst dar – und dann gleich Hitler. Er sieht die Figur als Charakterrolle. „Ich spiele Hitler authentisch, soweit es mir möglich ist – in all seinen Facetten. Ich konnte mich nicht dagegen wehren, immer wieder Parallelen zu mir selbst zu suchen.“

Schneider genießt die Komik, badet manchmal gar in ihr: In einer Szene sitzt er in der Wanne, während er Besuch von Albert Speer (Stefan Kurt) bekommt. Schneider reißt den Arm zum Hitler-Gruß in die Höhe – und genießt jeden Tropfen, der von seinem nassen Arm ins Wasser fällt.

Im Raum nebenan verfolgt das Filmteam den badeschaumwiedergeborenen Hitler auf Monitoren – während sich alle auf dem riesigen nachgebauten Bett des Führers flegeln. Dieser bis ins Detail liebevoll nachempfundenen Schlaftempel ist ganz und gar orgientauglich. Und Drogen gibt’s auch in rauen Mengen: Wer Hitlers Globus aufklappt, stößt auf jede Menge Stoff – die Medikamente des Führers.

In einer Szene des Films wird Hitler jäh mit der Realität konfrontiert: Mit seiner Schäferhündin Blondi seilt er sich wie ein ungelinker Bergsteiger aus der Reichskanzlei ab und sieht sich das zerbombte Berlin an. Um das damals noch weitgehend unversehrte Gebäude und die Ruinenlandschaft aus verschiedensten Perspektiven filmen zu können, hat das Spezialeffekte-Team von Frank Schlegel die Straßenfront der Voßstraße im Maßstab von 1:18 nachgebaut – 17 Meter lang ist das Kunstwerk aus Holz und Kunststoff.

„Wir wollten die Zeit so weit wie möglich physisch rekonstruieren, auch um ein Gefühl für die Zerstörungskraft des Dritten Reichs zu bekommen“, erklärt Arndt und betrachtet stolz die monumentale Miniatur. „Mit dem Computer wäre das verführerisch einfach gewesen. Man kann im Nu ganze Heere auf die Leinwand schicken und vernichten.“ Ein Mausclick, und Hitler hätte eine Million Soldaten mehr.

Inzwischen hat Levy mit Peter Adam eine 100 Minuten lange Fassung geschnitten. Obwohl er die Bilder schon zahllose Male gesehen hat, freut er sich über jeden gelungenen Gag und lacht immer wieder laut auf. Von einer Sekunde auf die nächste wechselt er vom Regiestuhl in den Kinossessel und ist dann sein erster Zuschauer, der gut unterhalten werden möchte.

„Aber“, meint er, „ich bin mir immer noch nicht sicher, ob wir da wirklich eine Komödie gemacht haben. Das wissen wir erst, wenn wir den Film vor Publikum zeigen. Haben die Menschen gemeinsam mehr Mut zum Lachen? Oder empfinden sie mehr Scham?“

LARS-OLAV BEIER